



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die preußische Politik.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

- Serie 12. Für Pianoforte und Violine. No. 92—103. (vollständig).
 " 13. Für Pianoforte und Violoncell. No. 105—111^a. (vollständig)
 " 14. Für Pianoforte und Blasinstrumente. No. 112—119. (vollständig).
 " 15. Für Pianoforte zu vier Händen. No. 120—123. (vollständig).
 " 16. Sonaten für Pianoforte solo. No. 124—161. (vollständig).
 " 17. Variationen für Pianoforte solo. No. 162—182. (vollständig).
 " 18. Kleinere Stücke für Pianoforte solo. No. 183—198. (vollständig).
 " 19. Kirchenmusik. No. 205.
 " 20. Dramatische Werke. No. 206.
 " 21. Cantaten. No. 209.
 " 22. Gesänge mit Orchester. No. 210—214. (vollständig).
 " 23. Lieder und Gesänge mit Pianoforte. No. 215—227.

Es sind also von den 264 Nummern des Verzeichnisses schon 212 publicirt. Allerdings sind unter den noch rückständigen zum Theil noch sehr umfangreiche und gewichtige Werke, allein man muß erwägen, daß die Herstellung derselben überhaupt längere Zeit erfordert, und mit den rascher zu vollendenden zugleich betrieben wird.

Mit guter Zuversicht dürfen wir daher die rasche Vollendung eines Unternehmens erwarten, das sowohl durch die Größe und Bedeutung, welche ihm an sich zukommt, als durch den Sinn und die Kraft, womit es vorbereitet und ausgeführt wird, Anspruch hat für ein nationales zu gelten, das als ein schönes Denkmal dastehen wird, dem Meister zur Ehre, der große Werke schuf, und dem Geschlecht, das ihn verstand und bewunderte.

Otto Jahn.

Die preußische Politik.

Die Dänen sind bis an die düppler Schanzen und zur Insel Alsen zurückgedrängt, Schleswig ist fast ganz mit dem preußisch-österreichischen Heer überzogen, der preußische Civilcommissar arbeitet in seiner Weise sowohl gegen die dänischen Beamten, als gegen das unbestimmte Widerwärtige, welches Nationalverein oder deutsche Wühlerei genannt wird.

Die militärischen Operationen, durch welche die Dänen genöthigt wurden

Schleswig zu räumen, sind als ein guter Erfolg von allen Parteien in Deutschland begrüßt worden. Zunächst gaben sie eine kleine Probe, — die für unser Vertrauen nicht nöthig war — daß das preußische und österreichische Heer sich auch gegen einen größern Feind, soweit es auf die Güte der Truppen ankommt, brav schlagen werden. Dann ist jedenfalls ein Gewinn für die Gegenwart und kann noch bessere Folgen für die Zukunft haben, daß unsere Landsleute in Schleswig vorläufig von den dänischen Subjecten befreit wurden, welche in Kirche, Schule und Verwaltung endlose kleine Nichtswürdigkeiten geübt haben. Vom militärischen und politischen Standpunkt aber ist der bisherige Erfolg noch keineswegs ein bedeutender. Die Sache lag einfach so. Die Unhaltbarkeit des Dannewerk gegen ernsthafte Angriffe einer starken Armee war keinem Militär zweifelhaft. Die Dänen vermochten bei hartnäckiger Vertheidigung allerdings der preußisch-österreichischen Armee beträchtliche Verluste zuzufügen, aber sie setzten ihr eigenes Heer der Wahrscheinlichkeit aus, zerrissen, umgangen und gefangen zu werden. Der dänische Generalstab hat bessere Politik getrieben als die Fanatiker von Kopenhagen, als er das Heer in eine wirklich feste Stellung zurückzog. Das schleswig-holsteinische Generalcommando verdankt also die bisherigen Erfolge zunächst dem schnellen dänischen Rückzug, dann der mannhafsten Verfolgung. Einzelnen wurde Gelegenheit besondere Tüchtigkeit zu zeigen, im Ganzen ist kein Grund zum Vorwurf, keiner zum Stolze. Es war vortrefflich, daß Feldmarschall Wrangel so schnell in Schleswig einrückte; es war ein schlimmer Umstand, daß Feldmarschalllieutenant v. Gabelenz zu spät von dem Rückzug der Dänen Nachricht erhielt, um in der Verfolgung wesentliche Vortheile zu erreichen, und noch schlimmer war der Umstand, daß Prinz Friedrich Karl vor Missunde über einer sogenannten Recognoscirung zuviel Menschen und Zeit verlor, während eine Strecke weiter abwärts der Uebergang und ein Umgehen der dänischen Armee mit geringern Schwierigkeiten möglich war. Beides ist kein Vorwurf für die militärische Leitung, es sind Zufälle, wie sie in jedem Kriege trotz Energie und Umsicht unvermeidlich vorkommen. Es ist dadurch aber allerdings vereitelt worden, was der Campagne einen entscheidenden Einfluß auf die politische Sachlage gegeben hätte. Daß die großen Staaten Preußen und Oestreich die dänische Armee aus Schleswig hinauszuschlagen vermochten, das galt in ganz Europa, etwa Kopenhagen ausgenommen, für zweifellos und dieser Erfolg vergrößert weder die Scheu vor der Heeresmacht der beiden Großmächte, noch bricht er die dänischen Ansprüche. Die Campagne konnte nur dann entscheidend auf die politische Lage wirken, wenn es gelang, die dänische Armee selbst zu vernichten oder gefangen zu nehmen.

Was bis jetzt geschehen, hat zunächst die Folge gehabt, die Frage noch mehr zu verwirren. Die Pause, welche jetzt eingetreten ist, erscheint vor Europa wie eine Unsicherheit über die nächsten militärischen Operationen. Und diese

Unsicherheit genügt, die gesammte Diplomatie aufzuregen. Den Dänen ist noch nicht so viel widerfahren, daß irgend eine Regierung Veranlassung hätte, die Lage derselben für hoffnungslos zu halten. Während die Armee ihre Schanzen, den großen Brückenkopf zwischen Schleswig und den Inseln festhält und dänische Kreuzer unter der wehrlosen deutschen Handelsflotte umherstoßen, wächst überall das Erstaunen und Mißbehagen über eine Occupation, bei welcher ein verständiges und erreichbares Ziel nicht zu sehen, und durch welche die innere Zersahrenheit Deutschlands in einer höchst kläglichen Weise vor Europa bloßgedeckt ist. Denn sowohl die bisher officiell formulirten Forderungen der Großmächte, als das gekränkte Selbstgefühl der Mittelstaaten und die Wünsche der Deutschen reiben sich resultatlos gegeneinander und vermögen den Fremden nicht Scheu, nicht Achtung einzusflößen.

Ein halber Erfolg ist in dieser Sache für die deutschen Großmächte so schlimm als kein Erfolg. Eine Occupation Schleswigs zu Gunsten des Königs von Dänemark und einer Personalunion begreift Europa nicht, will Schleswig selbst nicht, dankt ihnen in Deutschland niemand. Zwar was Oestreich für sich selbst dabei gewinnt, ist jedermann klar; für das wiener Cabinet ist es alte Politik Dänemark zu erhalten, ist es nützliche Politik, sich bei jeder Gelegenheit als deutsche Macht zu beweisen, und die Preußen in der Frage der Herzogthümer von selbständigem Vorgehen abzuhalten, Oestreich hat daher einen guten Schachzug gethan, als es seine Bataillone unter einen preußischen Oberbefehlshaber stellte, und wer im östreichischen Interesse die Confusion der schleswig-holsteinischen Frage betrachtet, der darf sehr zufrieden sein. Dort hält man fest an der Integrität der dänischen Monarchie und jede Concession, welche die kaiserliche Regierung etwa einem großen deutschen Interesse machen wollte, wird in Deutschland mit Dank betrachtet und von Preußen durch ein anderes werthvolles Zugeständniß erkaufte werden müssen. Und man versteht in Wien viel zu fordern und wenig zu gewähren.

Dagegen ist die Politik Preußens so unhaltbar geworden und schon jetzt so hilflos, daß für das Urtheil von uns gewöhnlichen Sterblichen nur ein ehrenvoller Ausweg bleibt, die Anerkennung und Einführung des Herzogs. Das Land an Dänemark zurückgeben, wie vor der Eroberung die ausgesprochene Absicht des Herrn v. Bismarck war, wird mit jedem Tage des Kriegszustandes schwerer. Die Parteien stehen einander in Schleswig mit tödtlicher Feindschaft gegenüber, es ist selbst dem früheren Polizeipräsidenten von Berlin nicht möglich, die dänischen Beamten zu erhalten, während preussische Soldaten gegen die Dänen zu Felde liegen. Die Civilcommissare wie das Heer müssen sich auf die patriotische Bevölkerung des Herzogthums stützen, und kein Mensch, sei er noch so sehr in Vorurtheilen befangen, kann sich dem Einfluß einer Volksbewegung ganz entziehen, welche ihm mit solcher Wärme, Ehrlichkeit, Freudig-

keit entgegenkommt. Nun wird es zwar dem Ministerium wenig darauf ankommen, ob einige Hundert Schleswiger, durch die preußische Verwaltung compromittirt, später Opfer der restituirten Dänen werden, aber nicht ganz so leicht ist mit dem preußischen Heere fertig zu werden, und mit den Erinnerungen an die Jahre 1848 bis 50. Wer von preußischen Soldaten in die Herzogthümer geschickt wurde, der kommt mit sehr wenigen Ausnahmen in wackerer, schleswig-holsteinscher Gesinnung zurück. Auch den Offizieren der Regimenter und des Stabes werden dort die Vorurtheile, welche sie in ihrer Garnison aus der befohlenen Lectüre der schlechtesten preußischen Zeitung mitbrachten, durch die Wirklichkeit schnell zerstört. Die Preußen werden aus dem Felde anders heimkehren, als sie hingegangen sind, und es wird nach dieser Campagne nicht rathsam sein, das Heer als willenloses Werkzeug einer zügellosen Reaction zu betrachten. Selbst der höchste Kriegsherr wird sich sagen, daß das Blut seiner Preußen nicht zum zweiten Mal vergossen werden dürfe, um die dänische Herrschaft in ähnlicher Weise dort zu befestigen, wie vor vierzehn Jahren geschah.

Was soll also die Campagne? Vielleicht Schleswig für Preußen erobern. Nun, wir sind weit preußischer als Herr v. Bismark, und unser ganzer bescheidener Widerspruch gegen seine innere und äußere Politik hat keinen andern Grund, als daß es seinem Ministerium noch in keinem Augenblicke gelungen ist, Preußens Autorität, Macht und Einfluß in Europa zu vergrößern. Und wir sind allerdings überzeugt, daß das auf seinem Wege unmöglich ist. Wäre es denkbar, die Herzogthümer jetzt mit freiem Willen der Bevölkerung, mit Schonung der Erbansprüche seines Herzogs, welche die öffentliche Meinung Deutschlands anerkannt hat, mit Preußen zu verbinden, so würden wir diesen Erfolg für einen so hohen und segensreichen halten, daß er die größten Opfer rechtfertigte. Und es war vor einigen Jahren möglich dieses Ziel zu erreichen, für die Gegenwart ist alle Mühe verloren. Ein Staat, der im Innern sich so unfertig erweist, als der preußische in diesen Jahren, eine Regierung, welche leider die unpopulärste in ganz Europa ist, kann nur schwer selbst einen diplomatischen Erfolg durchsetzen, sie ist ganz machtlos in solchen Fällen, wo das Rechtsbewußtsein und die Zuneigung eines Volkes das letzte Entscheidende sein müssen. Wohl ist nicht zu läugnen, daß unter Umständen in irgendeiner Zukunft eine enge Verbindung der Herzogthümer mit Preußen durchgesetzt werden könnte. Und es giebt dafür vielleicht auch einen Modus, welcher den Erfolg wahrscheinlich macht, insofern er alle zunächst Betheiligten zufrieden stellt. Aber die Voraussetzung ist ein ganz anderes System in Preußen selbst. Und es ist unnütz, jetzt darüber ein Wort zu verlieren.

Gegenwärtig bleibt, wie gern man in Berlin auch dieser Illusion sich hingeben mag, nichts übrig als das einfache Naheliegende zu thun, d. h. das gebotene rechtliche Mittel der Abtrennung zu benutzen und den Herzog in seinem Lande

einzuführen. Jeder Tag, an dem man aus Scheu vor den Großmächten und aus Trotz gegen die Mittelstaaten und die verhassten liberalen Volkswünsche, diesem Naheliegenden entgegenarbeitet, verschlechtert die politische Stellung Preußens! Die Händel mit den Bundescommissaren, die Animosität gegen die Politik der Mittelstaaten, der beschränkte Parteihaß gegen die nationale Fraction im Volke werden von den auswärtigen Mächten schadenfroh taxirt und alle diese Steine werden im Ausland gegen Preußen in die Waagschale geworfen werden. Durch den Standpunkt, den man in Berlin bis jetzt festgehalten hat, vermag man die Großmächte Europas weder zu versöhnen noch zu täuschen, im Gegentheil die Halbheit des geschehenen Schrittes wird als Schwäche und Unsicherheit aufgefaßt, und sie reizt mehr zu Einsprüchen und zum Widerstreben, als eine offene und entschlossene Politik thun würde.

Es ist für den preußischen Patrioten eine düstere Aussicht, daß die nächste Zukunft des Vaterlandes von ganz unberechenbaren und fast zufälligen Stimmungen abhängen soll.

Und wir haben bis jetzt aus der Eroberung Schleswigs nur ein erfreuliches Resultat gewonnen, daß in den Herzogthümern selbst durch Truppenzüge und Civilcommissare das deutsche Element wieder auflebt, daß der Wille des Landes vor ganz Europa sich immer lauter und energischer documentirt, daß die Verbindung mit Dänemark zu erneuern, selbst in Form einer Personalunion, durch unwiderrufliche Thatsachen immer schwieriger wird. Es giebt einen logischen Zwang der Verhältnisse, dem sich zuletzt kein Einzelner, kein Staat und keine Partei entziehen kann. Und die fortwirkende Kraft dieses stillen Vernünftigen ist die einzige Hoffnung, welche wir gegenwärtig haben.

Bermischte Literatur.

Zur Tonkunst. Abhandlungen von Ernst Otto Lindner; Berlin, J. Gutten- tag 1864.

Die zweite Hälfte des Buches enthält eine Abhandlung über „künstlerische Weltanschauung“, deren philosophischer Standpunkt in folgenden Worten der Vorrede bestimmt wird: „Nun ist aber, meiner Ansicht nach, über die idealistische Anschauungsweise kaum noch ein ernsthafter Streit möglich. Kant hat in dieser Beziehung einen zwar noch sehr schmalen, aber festen Grund gelegt. In ihm wurzelt zugleich die Auffassung des Wesens der Welt als Wille, welche Schopenhauer